



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Bakchen und Thyrsosträger : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Balchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Überetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Fünfzehntes Kapitel.

Auf der Hochzeitsreise.

Dies Schloß hat eine angenehme Lage;
Gastlich umfängt die leichte, milde Luft
Die heitern Sinne.



Der Rittmeister Graf von Falkenfels begegnete auf seiner Reise zum Hauptquartier des Generals Skobelev größeren Schwierigkeiten, als er erwartet hatte. Er machte in Drenburg mehrere vergebliche Wege zu hochstehenden militärischen Persönlichkeiten und erhielt den Eindruck, daß man gegenwärtig nicht wünsche, fremde Offiziere bei der Expedition zu sehen.

Die Nachrichten, welche er über das russische Korps südlich vom Aralsee erhielt, waren einander widersprechend. Bald hieß es, die Vorbereitungen zum Vormarsch seien noch nicht weit genug gediehen, bald hieß es, die Expedition sei bereits beendet und die russischen Truppen befänden sich auf dem Rückmarsch.

Unter diesen Umständen ward seine Neigung, den anfänglich gefaßten Plan, eine weite Reise nach dem Süden bis fast zur Grenze Persiens hin, fortzusetzen, bedeutend schwächer. Er glaubte wahrzunehmen, daß General Skobelev bei einem ersten Angriff gegen die Tette Mißerfolge gehabt habe und daß nun neue Vorbereitungen zu einem stärkeren Angriffe im Werke seien, welche viel Zeit kosten mußten und ihm, der nach interessanten Ereignissen begierig war, eine langweilige Periode in Aussicht stellten.

Die Briefchen der Comtesse Hyazinth, welche ihm nach Drenburg folgten und ihn in freundschaftlicher Form über die Ereignisse in Berlin auf dem Laufenden erhielten, bekamen während dieser Zeit der Erwartung ein immer erhöhtes

Interesse und immer steigendes Gewicht; sie schienen gleichsam eine Schale zu belasten, deren Gegengewicht, die Turkmener-Expedition, immer leichter wurde, und als endlich von seiten des russischen Gouverneurs eine Zeitdauer von acht Monaten für den erneuten Vormarsch gegen Göl-Tepe berechnet wurde, während gleichzeitig Comtesse Hyazinth in einem sehr schwermütigen Tone schrieb, da packte der Rittmeister seine Koffer und begab sich auf den Heimweg nach Berlin.

Hyazinthens Vergißmeinnicht-Augen leuchteten zu neuem Leben auf, und ihre Wangen erröteten in lieblicher Scham, als die ritterliche Erscheinung des Grafen wieder lebhaftig vor ihr stand. Auch der Graf Hünningen zeigte ein weniger strenges Gesicht als vor Monaten. Der trübe Eindruck jenes Ereignisses, welches bei all seiner Schmerzlichkeit doch die Familie Hünningen von einer Gewissenslast befreit hatte, war verwischt, und man sah der Zukunft mit neuer Hoffnung entgegen.

Graf Viktor von Falkenfels hatte ein ernstes Gespräch mit dem Vater seiner Angebeteten, und die Folge desselben war, daß er mit einem freudigen Lächeln in das Boudoir der Comtesse trat, wo er sie allein und mit einer Stickerie beschäftigt fand.

Die beiden Liebenden waren ihrer Gefühle für einander so gewiß und hatten in dem beseligenden Bewußtsein völliger Übereinstimmung ein solches Vertrauen zu einander, daß dieser Augenblick, welcher sie zu einem feierlichen Verlöbniß führen sollte, ihnen beiden nur wie der freundliche Beschluß eines längst erwarteten Schicksals erschien. Sie hatten beide so viel hundert und tausendmal ihre Seelen mit einander verschlungen und ausgetauscht, daß jetzt der äußere Bund, welcher sie zusammenfügen sollte, nur als ein Hinnehmen längst besessenen Eigentums sich vorstellte. Eins kannte vom andern alle Gedanken und Neigungen, eins kannte des andern Gesichtszüge und Bewegungen so genau oder noch genauer als die eigenen, und es schien das Zusammenschmelzen einer einzigen Person, nicht die Vereinigung zweier Menschen zu sein, als sie jetzt endlich ein Paar wurden. Kein Harren und Bangen, keine Spannung, kein Hoffen und Fürchten bewegte ihre Herzen, als der Graf der Geliebten nun den Antrag machte, sondern nur der lebhaftere Schlag der Freude.

Aber welcher Freude! Eine sanfte Glut durchströmte ihr ganzes Wesen und ließ kein Fleckchen des Zweifels, des Bedenkens, der Kälte übrig. Eine völlige Sicherheit des Glücks, ein unbegrenztes Vertrauen in die himmlischen Tugungen besaßen sie.

Auf Hyazinthens Gesicht lag der ruhige Glanz eines befriedigten und hoffnungsfrohen Gemüths, als Graf Viktor ihr auseinandersetzte, auf welcher Grundlage ihr künftiger Hausstand erbaut werden müsse.

Ein armer Ritter und ein armes Fräulein thun sich zusammen, sagte er scherzend, und er malte mit einem glücklichen Lächeln des gebräunten kriegerischen Gesichts die Bescheidenheit aus, welche künftig werde herrschen müssen. Ich sehe

im Geiste meine stolze Hyazinth im Wirtschaftsbuche rechnen und sehe sie durch Küche und Keller wandern, um die Berrichtungen einer Köchin und einer einzigen Magd zu überwachen. Und doch kann ich mir kein lieberes Bild ausmalen als dies. Ich sehe dich strahlend wie den jungen Morgen in einem einfachen Gewande, das dich reizender macht als aller Schmuck, mir den Frühstückstisch bereiten, ehe ich zu Pferde steige, und ich sehe dich mir entgegen kommen, wenn ich müde vom Dienst nach Hause zurückkehre. O, welch ein himmlisches Glück, mein geliebtes Weibchen! Diners mit indischen Vogelneestern werden wir nicht geben, aber wir werden uns darum nur desto besser befinden.

Mit solchen Reden, halb Scherz und halb Ernst, brachten Graf Falkenfels und seine Braut in Überlegung ihrer künftigen Häuslichkeit manche frohe Stunde hin, und sie beschleunigten den Tag ihrer Hochzeit so viel es nur irgend anging.

Es war eine ausgesuchte Gesellschaft, welche sich zur Feier dieses Ehren- und Freudentages im Hause des Grafen von Hüningen zusammenfand, und Comtesse Hyazinth sah im Brautschleier mit dem Myrthenkranz wunderbar schön aus. Graf Falkenfels mußte sein Glück kaum zu fassen. Am Abend nach der Hochzeit reiste das Paar, einer dringenden Einladung des Prinzen Meriadec von Barolignac folgend, nach Monaco ab, um dort einige Wochen des schönen Spätherbstes an Seegestade in südlicher Natur zu schwelgen.

Sie reisten langsam, über Frankfurt und Paris, und besahen sich mit der lässigen Zufriedenheit innerlich glücklicher die Sehenswürdigkeiten am Wege. In Paris gelangte zu ihnen eine Nachricht aus der Heimat, welche eine große Überraschung in sich schloß. Der alte Freiherr von Lovendal war gestorben, und in seinem Testament fand sich die Verfügung, daß der gräflichen Familie von Hüningen die Summe von einer halben Million Mark zufallen solle, unter der einzigen Bedingung, daß ein würdiges Marmordenkmal seines Sohnes Amadeus in deren altem Stammschloß errichtet werde. Durch diese Erbschaft wurden die Hüningen aus allen ihren finanziellen Schwierigkeiten erlöst und kamen in eine günstige Lage, welche auch dem neuvermählten Paar in höchst angenehmer Weise zu gute kommen mußte.

Mit dem Gefühl aufrichtiger Dankbarkeit gegen den alten Herrn, der so schweres erduldet und sich so gütig gegen die Familie gezeigt hatte, reisten sie weiter und wurden in Monaco schon am Bahnhofe vom Prinzen Barolignac empfangen, der ihnen auf der Fahrt nach seiner Villa mittheilte, daß Chepa und er im Testamente des alten Freiherrn zu Universalerben eingesetzt worden seien, wie er vor achtundvierzig Stunden telegraphisch erfahren habe, und daß sie nun ein Vermögen besäßen, so groß, daß er gar nicht im Stande sei, es zu berechnen.

Das Paar sprach ihm seine Glückwünsche gleichzeitig mit seiner Theilnahme an der Trauer um den Oheim seiner Frau aus und freute sich am Ende der Fahrt über die reizende und romantisch gelegene Villa, wo ein üppiges Diner ihrer harrete.

Und wo ist deine Frau, lieber Meriadec? fragte der Graf.

Meine Frau ist verreist, lieber Viktor, antwortete der Prinz.

Allein? fragten Graf und Gräfin verwundert.

Schwerlich, entgegnete der Prinz von Barolignac. Sie scheint mit ihrem Better, dem ehemaligen Lieutenant Stahlhardt, dessen Bekanntschaft sie hier erneuerte, abgereist zu sein, und zwar zu Wasser.

Was sagst du? rief der Graf, während seine Frau in starrem Staunen das ruhige Gesicht des Prinzen mit weit offenen blauen Augen betrachtete.

Ich sage, daß meine Frau vor drei Tagen eines Abends spät abgereist ist, ohne so höflich zu sein, mich zu benachrichtigen, und daß ich stark vermute, sie ist von ihrem Better, mit dem sie eine Liaison hatte, begleitet worden.

Und dabei bist du so ruhig?

Was könnte es mir denn nützen, wenn ich unruhig wäre?

Du kannst sie doch verfolgen, du kannst alle Telegraphen in Bewegung setzen, kannst sie wiederfinden, den frechen Verführer niederschließen und die treulose Frau zu ihrer Pflicht zurückführen. Ich begreife dich nicht.

Mein lieber Viktor, sagte der Prinz, ich habe auch daran gedacht, aber ich habe mich eines Bessern besonnen. Man ist niemals objektiv genug, sagte ich mir. Du darfst mich darin nicht falsch verstehen. Niemand kann strengere Begriffe von der Heiligkeit der Ehe haben als ich. Die christliche Ehe ist das Fundament unserer sozialen Ordnung. Aber man soll doch stets die ruhige Vernunft zu Rate ziehen. Wenn meine Frau mich verläßt, so geht daraus doch hervor, daß es ihr anderswo besser gefällt als bei mir, und wenn sie mit ihrem Better reist, so ist das doch ein klarer Beweis, daß sie sich in seiner Gesellschaft besser amüsiert als in der meinigen. Was soll ich also thun? Ich kann es beklagen, daß sie keinen bessern Geschmack hat, kann es bedauern, daß sie nicht mich für den lebenswürdigsten Mann auf Erden hält, aber ich kann ihren Geschmack schwerlich dadurch verbessern, daß ich sie gewaltsam festhalte. Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, daß ich keine Erdbeeren essen mochte, während Erdbeeren doch an und für sich gewiß ein gutes und wohlschmeckendes Essen sind. Meine gute selige Mutter hielt sie für sehr gesund und wollte sie mir einige Male mit Gewalt aufnötigen, und das hat mir einen solchen Widerwillen gegen die Frucht eingeflößt, daß ich sie heutiges Tages noch nicht einmal sehen kann ohne ein drückendes Gefühl im Magen. Mit der Liebe ist es gerade so. Sie läßt sich nicht erzwingen. Ich halte mich selbst für einen Mann, nicht besser, aber auch nicht schlechter, als der Durchschnitt der Männer ist. Wenn aber Chepa nun einmal keinen Geschmack an mir findet, soll ich mich ihr durch Zwang völlig widerwärtig machen? Da ist ein Freund von mir in Paris, ein lebenswürdiger, charmanter Mann, der Chevalier Vestocq, dem auch die unangenehme Sache passirte, daß seine Frau mit einem andern Herrn, einem jungen Engländer, Attaché bei der Botschaft in Paris, durchging. Er machte es so, wie du meinst,

daß ich es machen sollte, reiste hinter ihr her, duellirte sich mit dem Engländer, schoß ihm ein Ohr entzwei und holte sich die Frau zurück. Ja, nun hatte er sie wieder, aber er hat mir nachher im Vertrauen mitgeteilt, daß er wünschte, er hätte sie reisen lassen. Er sagte mir mit dürrer Worten: Ich bin ein Narr. Meine Frau denkt stets an den Engländer mit dem zerschossenen Ohr, und in meiner Gegenwart weint sie. Nein, mein lieber Viktor. Ich habe mir bei meiner Hochzeit fest vorgenommen, alles zu thun, um meine Frau glücklich zu machen. Denn das ist meiner Überzeugung nach der eigentliche Inhalt des Schwures am Altar. Dies Gelübde will ich halten. Findet Chepa ihr Glück in Gesellschaft dieses Herrn Stahlhardt, der ja wirklich gar kein übler Bursche ist, so will ich sie darin nicht stören.

Ich fürchte nur, mein lieber Meriadec, sagte der Graf, daß so ungewöhnliche Ansichten von der Gesellschaft nicht begriffen werden, und daß man denken wird, deine Ehre erfordere ein energisches Einschreiten.

Mein lieber Viktor, sagte der Prinz, niemand kam mehr als ich auf die öffentliche Meinung Wert legen. Ich bin der Ansicht, daß die Gesellschaft, in welcher wir leben, gewissermaßen der Spiegel ist, worin wir beständig unser eigenes Betragen abgebildet sehen, indem das, was die Leute von uns sagen, unsere Schwächen und Fehler uns in Erinnerung bringt; und so wie wir vor dem Toilettenspiegel unser Anzug kontroliren und ordnen, sollen wir vor dem Urtheil unsrer Mitmenschen unsre moralische Toilette machen. Aber man soll doch auch nichts übertreiben. Ich erinnere mich da meines lieben alten Freundes, des Deputirten Balnicourt, eines der liebenswürdigsten und besten Herzen, die ich je kennen lernte, und dazu von großer Erfahrung. Er sagte mir einmal, es sei etwas Großes und Schönes um die öffentliche Meinung, nur sei es ihm aufgefallen, daß diejenigen Politiker, welche den Beifall der Kammer und des Landes fänden, in der Regel nach einigen Jahren durch die Ereignisse dementirt würden, während diejenigen, welche mit ihrer Ansicht allein stünden und von der allgemeinen Verachtung oder Entrüstung getroffen würden, in der Regel, wie die Zeit später lehre, Recht hätten. Dies sei ihm ganz besonders durch die Abstimmung im gesetzgebenden Körper am 15. Juli 1870 anschaulich geworden, wo sämmtliche Deputirte mit Ausnahme von Thiers, Favre und einigen andern für den Krieg gewesen seien und die wenigen Vernünftigen niedergeschrien hätten. Ebenso ginge es in der Wissenschaft und Kunst, meinte der alte, erfahrene Herr. Diejenigen wissenschaftlichen Theorien, welche allgemeinen Anklang fänden, stellten sich gar bald als falsch heraus, die Opern, welche zu Lebzeiten ihrer Komponisten schon überall gegeben würden, taugten nicht viel, und die Dramen und Romane, Gemälde und Statuen, welche allgemein gefielen, seien nichts wert. Alles, was schnell aufblühe, pflege schnell zu verwelken. Ich fragte ihn, wie das zuginge. Da meinte der gute alte Herr, es käme daher, weil die Menschen im allgemeinen nicht allzu geschickt, und die Einsichtigen gar dünn gesät seien. Ich fragte ihn

ganz erschrocken, ob es denn wirklich nur so wenig Verständige gäbe. Da lachte er und sagte: Gott der Herr wollte Sodom verschonen, falls er zehn Gerechte darin fände, aber er fand sie nicht. Seit jener Zeit hat die Welt gewaltige Fortschritte gemacht, und ich möchte annehmen, daß man jetzt in Paris nicht nur die erforderlichen zehn, sondern wohl an die hundert Leute fände, welche so geartet wären, daß man auf ihr Urteil Wert legen könnte. Diese Bemerkungen des guten alten Balnicourt rufe ich mir oft ins Gedächtnis zurück, wenn ich Gefahr laufe, der Meinung anderer Leute zu Gefallen meinen eigenen Vorteil aus den Augen zu setzen.

Übrigens habe ich mich auch nach dieser Seite hin gedeckt. Ich habe zweien meiner Freunde den Auftrag erteilt, den Herrn Stahlhardt zu fordern, falls sie ihn finden. Und ich selbst werde ihn ebenfalls zur Rede stellen, wenn er so ungeschickt sein sollte, mir zu begegnen.

Aber ist dir nur der Aufenthalt hier nicht peinlich geworden? Willst du nicht lieber verreisen? Ich hoffe nicht, daß unser Besuch etwa . . .

Ich bitte dich, bester Viktor, euer liebenswürdiger Besuch ist mir nach jeder Richtung hin höchst erfreulich. Ich denke nicht an eine Abreise, so lange hier so schönes Wetter ist. Dem Geschwätz der Leute kann man in der guten Gesellschaft doch nicht entrinnein, es ist überall derselbe Kreis, in Rom, Venedig und Paris, Wien oder Berlin oder London. Nur bei der Canaille ist es dunkel. Je weniger ich selbst aus der Geschichte mache, desto schneller wird sie vergessen. Deshalb bin ich ruhig hier geblieben.

Aber willst du denn inzwischen nicht eine Klage gegen deine treulose Frau anstrengen? Wenn es gegen deine Grundsätze ist, sie mit Gewalt zurückzubringen, so wäre es doch wohl das Richtige und auch deinen Wünschen entsprechende, wenn ihr geschieden würdet.

Ich müßte mich also an die Gerichte wenden, lieber Viktor, sagte der Prinz. Dazu aber habe ich keine große Lust. Ich erinnere mich, wenn ich von Klagen höre, stets eines mir gut befreundeten berühmten Advokaten in Paris und des Rates, den er mir gab. Er erzählte mir, daß eine lange und einträgliche Praxis an den Gerichtshöfen ihn vollständig davon überzeugt habe, daß die Prozesse zwar für die Richter und die Anwälte, sowie auch alle an den Höfen angestellten und beschäftigten Personen sehr nützliche, vorteilhafte und durchaus unentbehrliche Dinge wären, für die streitenden Parteien jedoch ausnahmslos nachteilig, kostspielig und von zweifelhaftem Erfolg. Er meinte, daß es eine große Vereinfachung und Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens sein würde, wenn man die Parteien vor dem Richter würfeln ließe und wenn dann derjenige Recht erhielte, der die meisten Augen geworfen hätte. Das Recht würde bei dieser Manier eben so sicher an den Tag kommen, wie bei der bisher befolgten der Klageschriften, Verteidigungen, Informationen, Vorverhandlungen, Vorladungen, Beweisstücke, Zeugenaussagen, Repliken, Dupliken und so weiter.

Darum riet er mir, niemals, wenn ich es irgend vermeiden könnte, mir etwas mit einem Gerichtshofe zu schaffen zu machen und lieber stillschweigend Unrecht zu dulden, als mich der Gefahr auszusetzen, dieses Unrecht noch durch den Ärger und die Kosten eines Prozesses vermehrt zu sehen.

Sch weiß doch nicht, sagte der Graf kopfschüttelnd. Freilich kenne ich von Alters her deine Manier, dich mit allem abzufinden, und ich bin auch der Überzeugung, daß du ein leidlicher Advokat geworden wärst, wenn das Geschick dich nicht zum Grundbesitzer und Edelmann gemacht, sondern in die juristische Karriere geworfen hätte. Aber bei alledem hat doch ein jeder Mensch außer den Pflichten gegen sich selbst auch noch Pflichten gegen die Gesellschaft, und das gute Recht ist ein Ding, welches im Interesse der Gesamtheit verfochten sein will, nicht aber etwas, was ein jeder nach Gutdünken und seiner Bequemlichkeit gemäß behandeln darf. Was sollte daraus werden, wenn viele Leute anfangen wollten, ihren treulosen Frauen auch noch ihren Segen mit auf den Weg zu geben?

Das klingt alles recht hübsch, erwiderte der Prinz, und ich denke, daß eigentlich du es bist, mein guter Viktor, der seinen Beruf verfehlt hat und seinen Anlagen entsprechend Moralprediger hätte werden sollen. Aber ich merke, daß dir trotzdem der Weisheit bester Teil fehlt, nämlich die Ergebung in den Willen Gottes, oder wie die Heiden sagten, der willige Gehorsam gegen das Schicksal. Es ist doch, wie du wohl weißt, jeder Widerstand gegen dasselbe vergeblich. Volentem ducit, nolentem trahit. Bei all den großen Fehlern, welche ich habe, bin ich doch wenigstens immer dem Grundsatz treu geblieben, nicht gegen den Stachel zu löcken, wie es in der Heiligen Schrift heißt, und ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß aus dem größten Mißgeschick, wenn es in echt christlichem Geiste aufgenommen wurde, der größte Segen entstand. Wir Menschen sind so kurzichtig, daß wir durchaus nicht die Folgen auch nur des geringfügigsten Ereignisses zu erblicken vermögen, und darum können wir aufrichtig dem Worte glauben, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen.

Mein Freund Meriadec, sagte der Rittmeister zu seiner Frau gewandt, die mit zweifelnder Miene bald den Prinzen, bald ihren Mann anblickte, mein Freund Meriadec liebt es nicht, einem Gegner das letzte Wort zu lassen, und er ist so reich an Gründen wie neuerdings an Geld. Wir einfacheren Menschen können nichts thun, als ihm Glück wünschen zu seiner Philosophie. Nicht jeder, der jahrelang gesonnen und geforscht hat, um die beste und klügste Partie zu machen, tröstet sich so leicht, wenn ihm die nun endlich errungene Gattin davonläuft, ehe das erste Vierteljahr der Ehe herum ist.

Der Prinz schien seinen Freund durch die That widerlegen zu wollen, denn er ließ ihm diesmal wirklich das letzte Wort. Er lenkte die Unterhaltung auf ein andres Thema, war gesprächig und heiter wie sonst und schlug nach Beendigung des deliziösen Mahles einen Gang auf das Schloß vor.

Die landschaftlichen Schönheiten von Monaco machten auf Gräfin Hyazinth einen tiefen Eindruck. Sie war noch niemals so weit nach dem Süden gekommen, und sie war entzückt von dem klaren Himmel und der warmen Luft hier am Mittelländischen Meere, während der Oktober daheim schon Kälte, Nebel und Schnee verbreitet hatte. Der Anblick der tropischen Gewächse, die in üppiger Fülle wuchsen, während sie daheim nur hinter Glasscheiben ein krankhaftes Dasein führen konnten, der Anblick des großen, sonnigen Meeres begeisterte sie. Ihre Freude machte den beiden Herren Vergnügen, und Graf Viktor fühlte den höchsten Genuß im Entzücken seiner schönen, jungen Frau. Der Prinz, der hier Schritt und Tritt kannte, machte den Führer.

Das Schloß der Fürsten von Monaco ist nicht, wie so mancher palazzo italienischer Fürsten, eine bescheidene Villa mit ehrgeizigem Namen, auch nicht eine alte Ruine, welche von südländischer Pomphastigkeit mit stolzem Titel verschönert wird, sondern es ist ein wahrhaftes Schloß, von einer Ausdehnung, welche das Gegenstück zu der Kleinheit des Landes bietet. Dazu ist es außerordentlich schön gelegen.

Mit Bewunderung folgten Gräfin Hyazinthens Blicke den im Laufe der Jahrhunderte in mannichfachen Stilarten aneinandergereihten Konstruktionen, die sich hoch oben auf weitschauendem Felsenplateau zu imposantem Gesamtbau emporthürmen. Gewaltige Thürme und Bastionen wurzeln mit schwerem Fuß im Berge und geben dem Schlosse einen festungsähnlichen Charakter, helle Marmorfasaden in maurischer Architektur, innere Höfe mit lustigen Arkaden, Loggien, Marmortreppen und Wänden, die von Fresken bedeckt sind, bringen die zierliche Schönheit des Schlosses zur Geltung.

Als die drei Spaziergänger in die Gärten eintraten, welche das Schloß umgeben und an manchen Stellen mit ihm völlig verwachsen sind, indem sie in die inneren Höfe übergehen und in überraschender Weise Blumenparterres bilden innerhalb offener Flügel des Schlosses, da begegneten ihnen mehrere Herren und Damen vom Hofe des Fürsten, welche mit dem Prinzen bekannt waren. Die Gesellschaft schloß sich aneinander, und der Rittmeister und seine junge Frau fanden bald Gelegenheit zu vertraulichen, innigen Worten, indem sie dem allgemeinen Gespräch für eine Weile entrannten.

Aus einem der inneren Gärten traten sie durch eine zwischen Palmen halb versteckte offene Pforte und stiegen einige verfallene Marmorstufen zu einem freien Platze hinan, der die wunderbarste Aussicht bot. Es war dieser Platz offenbar ein Beobachtungspunkt der alten Festung und ehemals mit Geschützen besetzt gewesen. In die Brustwehr waren Scharten gebrochen, die nun von Geranien und allerhand Schlinggewächsen mit glänzenden Blättern gefüllt waren. Seseit der Brustwehr fiel der Felsen schroff in die Tiefe hinab, und unten ward er vom Meere bespült.

Hyazinth lehnte sich an die Schulter des Grafen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie hinaus sah über die Fluten hin, die im Licht der tiefstehenden Sonne goldig glühten, und nach der fernen Insel Corsica, die wie ein leichtes Wölkchen von Amethyst auf dem Wasser ruhte.

Es ist zu schön, mein Geliebter, sagte sie, die Hände faltend. Ich vermag dies Glück nicht zu begreifen, mit dir vereint so im Mittelpunkte eines Paradieses zu sein. Mir ist, als müßte ich Hand in Hand mit dir auffliegen in den Himmel.

Der Graf küßte sie auf die Stirn, und auch in seinem männlichen Auge zeigte sich eine Freudenthräne.

Weißt du, was ich nicht begreife? fragte Hyazinth nach einer langen stummen Pause.

Was denn, mein liebes Herz?

Ich begreife deinen Freund nicht, Viktor. Wenn ich mir denken könnte, du würdest mir entrisen, da wäre das für mich die Vernichtung. Ich kann es mir ja gottlob gar nicht denken, aber ich stelle mir vor, daß die Welt zu Grunde gehen müßte, wenn ich von dir verlassen wäre. Und der Prinz kann über ein solches Unglück sprechen, kann Gründe anführen, kann sich trösten!

Meine süße Hyazinth, das ist ganz einfach. Wir lieben uns. Meriadec aber und Chepa haben sich nie geliebt. Ich bin sogar der Meinung, er ist froh, daß er sie los ist.

Der Prinz ist mir unheimlich geworden, sagte Hyazinth schauernd. Er mag noch so liebenswürdig, und dies Land mag noch so schön sein, wir wollen doch lieber bald abreisen, Viktor.

Es sollte diesen Abend Konzert und Thé dansant im Kasino sein, und der Prinz hatte seinen Wagen bestellt, um vom Schlosse nach seiner Villa in Monte Carlo zurückzufahren. Man nahm den Weg um die felsige Halbinsel herum, auf welcher sich Monaco erhebt und fuhr am Gestade hin, die Avenue St. Martin und die Avenue de la Porte entlang, um dann über den Boulevard de la Condamine hin die Bucht zu umkreisen.

Die Sonne verschwand am Horizont und schien von unten herauf das Wasser zu durchglühen, die kleinen Schiffe der Küstenbewohner lagen gleich phantastischen dunkeln Gestalten oben auf einer feurigen Masse, mit dumpfem Rauschen schlugen die Wogen an die Felsen an, und ein kühlender Ostwind trieb feuchte Luftwellen in das Land hinein.

Wunderbar schön! rief Hyazinth und sog mit voller Brust die erquickende Seeluft, mit träumendem Blick die Lichtspiele des Meeres und des Himmels ein, die an Glanz mit einander wetteiferten.

Da zeigte sich in der Nähe der Bäder, am Hafendamm, eine Ansammlung von Menschen, welche etwas Ungewöhnliches zu beobachten schienen. Man hörte laute Rufe und sah eiliges Laufen.

Was mag da sein? fragte der Graf.

Als man näher kam, drang von Mund zu Mund der Schiffer, die hinab zum Wasser liefen, die Nachricht, es sei ein Unglück geschehen, und dieser Ruf gelangte bis zum Wagen des Prinzen. Ein Schatten flog über seine Züge, wie die Ahnung von etwas Schrecklichem, was ihn angehen könne.

Er ließ halten und stieg aus, den Grafen bittend, den Weg mit seiner Frau allein fortzusetzen.

Der Wagen fuhr weiter, der Prinz aber ging zu jener Stelle des Hafens hinab, wo die Menschen sich versammelt hatten.

Dort waren mehrere Schiffer, halb im Wasser stehend, bemüht, mit Hakenstangen eine buntfarbige Masse aus den Fluten aufs Land zu ziehen, und als ihnen dies geglückt war, zeigte es sich, daß es zwei menschliche Leichen waren, die, fest an einander geklammert, gleichsam nur einen Körper bildeten. Es war ein Mann und eine Frau. Die Frau hielt sich mit krampfhaften Fingern an den blutgefärbten Kleidungsstücken des Mannes fest.

Als sie auf den Steinen lagen und von einander gerissen worden waren, erkannte der Prinz die Züge seiner Frau und ihres Entführers.

Sechzehntes Kapitel.

Der Zwist.

Wie ist die Weisheit, ach! so schlimm, die keinen Dank
Dem Weisen bringt! Wohl war mir dies bekannt, und doch
Vergaß ichs! Nimmer wär' ich sonst erschienen hier.

Der gute Ephraim konnte sich, obwohl seine Seele nicht mehr vom ersten Schwung und Zauber des Verhältnisses mit Flörchen beflügelt ward, doch nicht losmachen von dem bestrickenden Zauber der Liebesgewohnheit. Es war zu holdselig, dem blonden Mädchen so ganz ohne lästige Nebenumstände nachzugehen und das Gehirn ein wenig ausruhen zu lassen in ihrer Umarmung. Schon das alte Haus machte ihn selig. Die tiefen, niedrigen Zimmer mit dem alten, unscheinbaren Mobiliar wußten nichts von der Welt und ihrer Qual, und in dem Erker am Blumenfenster war es dreihundert Jahre früher als in Berlin, weder Schopenhauer noch Hegel hatten hier ein unfreundliches Licht auf das Zusammenleben zweibeiniger Vögel ohne Federn fallen lassen, und hier konnte man küssen ohne dabei zu denken. Ephraim ließ sich gehen und ließ sich forttragen wie ein Schwimmer von den schmeichelnden Wellen, die ihn unter sanftem Wiegen über die Sandbank hinausspülen, welche die letzte Möglichkeit der Rückkehr bot.

Die Nachrichten aus der Heimat fochten ihn im allgemeinen wenig an, und nur mit Kopfschütteln nahm er die Nachricht von dem tragischen Ende seines Onkels Irwisch auf. Er war tief innerlich überzeugt davon, daß ein gütiger

Gott alle Ereignisse lenke, und daß es thöricht sei, Betrachtungen anzustellen über den Vorteil und Nachteil der Dinge, die da unabänderlich eintreten müssen. Er neigte zu der Ansicht, daß es völlig gleichgiltig sei, in welcher Schule sich die Erziehung eines Menschen zum Tode abspiele, da die tiefere Einsicht der obersten Schulbehörde den Schülern doch vorenthalten bliebe. Daß aber sein Bruder Alfons den Dienst quittirt hatte und endlich unter sonderbaren Umständen verschwunden war, machte ihn traurig, und er schrieb seinem Vater: Fahret säuberlich mit dem Knaben Alfalon!

Fester als je überzeugt von der Wahrheit, die er seiner Meinung nach im Evangelium fand, daß nämlich alle irdischen Bande verderblich seien für die Freiheit der Seele, und daß vor allem das Band der Ehe vom wahren Christen gemieden werden müsse, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, Flörchen auf die Schönheit eines Herzensbundes hinzuweisen, der nichts vom Pharisäertum an sich habe, obgleich er sich selber nicht gegen die Wahrscheinlichkeit blind machte, daß Flörchen seine gute Absicht eben so wenig verstehe, wie sie imstande sei, die Tiefe der Lehre Christi zu erblicken. Vielleicht gab das Gefühl, daß sie doch nicht in solcher Glut zerschmolzen sei wie er, weil sie ja einmal aus härterem Metalle sei, unter allerhand feinen Gedankenverknüpfungen diesem Verhältnis noch einen besondern Reiz. Er machte nach wie vor seine Besuche bei diesen Leuten, deren anscheinende Ursprünglichkeit ihm wohlthat, und ging mit ihnen im buntpurpurnen Herbst wie er es im leuchtenden Sommer gethan hatte, über die wonnigen Hügel des Neckarthales spazieren.

An einem weichen, hellen Abend gegen Ende des Septembers war das junge Volk, Flörchen mit ihrem Ephraim und der Forstleve mit seinen Schwestern und dem Freunde, der das ältere Fräulein Gmelin liebte, draußen beim Förster von Einsiedeln, und dieser machte den Vorschlag, drüben den Uitterkopf zu überschreiten und nach Schloß Fürstenau hinabzugehen, wo die junge Prinzessin ihre Vermählung mit dem Grafen Festetics feiere.

Es war gegen diesen Vorschlag nichts einzuwenden, man konnte dorthin mindestens ebensogut gehen wie nach andern Punkten. Überall bot sich doch fröhlicher und liebevoller Jugend ein glückverheißender Tummelplatz. Über Ephraims Gemüt jedoch lag es wie der zarte blaue Dunst des Herbsttags, ein nebelhaftes Vorgefühl, daß der Widerstreit zwischen der starken Strömung der natürlichen Welt und der Strömung seiner Ideenwelt zu einer Entscheidung kommen müsse. Was war es doch für ein eigen Ding, dachte er, daß alle die Wesen, die Gott schuf, einem allmächtigen Drange folgten, der sich um die Ergebnisse menschlichen Denkens nichts kümmerte? War es überhaupt der Mühe wert, nachzudenken und sich Grundsätze nach dem Vorbilde großer Meister der Moral zu geben, wenn man nicht nach ihnen handeln konnte, sondern einem unerklärlichen Triebe nachgeben mußte, der alle Handlungen beherrschte? Welchen Vorzug hatte der Mensch, wenn das Tier in seinem dunkeln Drange ebensogut

den rechten Weg fand wie er? Oder war das Denken, mit dem er seinen Kopf zerbrach, auch nur ein Teil dieses inneren Triebes und seinem Zwecke nach unbekannt wie aller Handlungen Zweck und Ziel? War die Reihenfolge der Ideen, die den Menschen von Kindheit an bis zum Alter in entwickelter Stufenfolge begleiten, etwa nur eine Art von Kerbholz, um die Thorheiten darauf anzumerken, die durch Nichtbefolgung der logischen Folgerungen entstanden? Ein Kerbholz, dessen Nutzen erst offenbar wurde, wenn der Teil des Menschen verschwunden war, der sich in Handlungen zeigt, nämlich der Körper?

Ephraim war in solche Gedanken hinein verirrt, indem er sich klar machte, daß Flörchen vielleicht, doch die Frau Rätin niemals den Grundsätzen der Essäer zugänglich sein würde. Und selbst Flörchen würde schwerlich dauernd der Meinung bleiben, daß ihr Liebesverhältnis auf der Höhe bleiben müsse, um beiden Teilen dienlich sein zu können. Er fühlte, daß bei aller Toleranz hinsichtlich des gesellschaftlichen Umgangs und trotz der erfreulichen Freiheit von manchen Fesseln und Fallstricken der Berliner Konvenienz, doch in den Familien Schauble und Gmelin die Meinung unumstößlich feststehe, heiraten sei für die Töchter des Hauses nicht nur jeder Art von freiem Liebesbunde vorzuziehen, sondern sogar ihre eigentliche und wahre Bestimmung. Und indem er fest entschlossen war, Flörchen niemals zu heiraten, konnte er doch nur mit Beängstigung an eine Trennung von ihr denken und fühlte, daß er, dem Strome der Begebenheiten folgend, unrettbar dem Riff einer förmlichen Verlobung zutreibe.

Er ging schweigsam seines Weges dahin unter dem Sternenhimmel, und Flörchen hing mit fröhlichem Geplauder an seinem Arme. Es war nicht der geringste Teil der Annehmlichkeit ihres Umgangs, daß sie seinem Schweigen keine verletzende Seite abgewann, sondern just so gesprächig blieb, als wenn sie immer Antworten auf ihre Bemerkungen erhalten hätte, und nur zuweilen scherzend seinen Mund mit Küssen zu entsiegeln suchte. So hatte sie auch heute gethan, als sie ihn in tiefem Sinnen vor einer Sonnenblume fand. Er blickte Flörchen mit seinen schwermüthigen Augen träumend an, als sie ihn küßte und damit die Betrachtung der regelmäßigen Zeichnung der Blume unterbrach.

Die alten Griechen waren der Meinung, sagte er, daß die Gottheit nur Geometrie treibe. Was denkst du davon?

Flörchen lachte und schüttelte ihr glänzendes Haar. Er aber dachte weiter über die Beschäftigung der Gottheit nach, und das Bild des Sternenhimmels unterstützte seine Gedanken.

So hatten sie eine Wegstrecke am Saume schön bewaldeter Hügel zurückgelegt und gelangten auf eine Höhe, von welcher sie in das Thal hinabsteigen wollten, als ein zauberischer Klang durch die weiche, klare Luft zu ihnen drang und ihre Schritte fesselte. Es war ein wunderbares Tönen, das keine Ähnlichkeit zu haben schien mit der Musik, die sonst von Menschen hervorgebracht wird, und von dem man glauben konnte, es töne vom Himmel herab aus den

Instrumenten ätherischer Gestalten oder aus der Erde hervor von Geigen und Harfen der Berggeister. Sie blieben verwundert stehen und lauschten. Bald tönte es wie eine weinende Klage, bald wie ein rasender Tanz, immer aber überirdisch, märchenhaft.

Als sie endlich ihren Weg fortsetzten und aus dem Walde hervortraten an den Rand des Thales, in welchem das Schloß lag, drangen die Töne, denen sie fast wortlos gelauscht, in bestimmterer Form zu ihnen, und zugleich sahen sie helle Lichter aus den dunkeln Baumgruppen des fürstlichen Parks hervorblicken. Sie beeilten ihre Schritte und fanden im Näherkommen das Schloß selbst in strahlendster Beleuchtung seiner langen Reihen von Gemächern und Korridore mit hundert Fenstern, die in die Nacht hinaus schienen, dazu die Alleen und Plätze des Parks im bunten Glanz chinesischer Laternen, und aus diesem Lichtmeer hervordringend die Musik eines fremdartigen Musikcorps. In grelle Farben gekleidet, mit roten Schärpen und glitzerndem Metallschmuck saßen an zwanzig dunkelfarbige Männer mit blitzenden Augen und heftigen Bewegungen der braunen Arme auf einer Terrasse hinter dem Schlosse und spielten einer eleganten Gesellschaft zum Tanz auf grünem Rasen auf.

Graf Festetics hatte eine Zigeunerbande aus Ungarn kommen lassen, um seiner Braut, die sich einmal neugierig nach der Musik dieser Leute erkundigt hatte, ein Vergnügen zu machen, und die wilden und brausenden, bald tief sehnfüchtigen, bald jauchzenden Melodien der Puszta erklangen nun zur großen Ergötzung der Hochzeitgäste inmitten des deutschen Schlossparks. Die Illumination der weitläufigen Gebäude, weit in die Ferne scheinend, und der Klang der ungarischen Musik hatten die ländliche Bevölkerung aus der ganzen Runde umher zusammengelockt, und eine dichte Menge drängte sich schaulustig an dem dünnen Drahtzaun, der den inneren Schloßgarten von dem übrigen Park abschied.

Hierher begab sich auch der Förster von Einsiedeln mit seiner Gesellschaft. Aber sie blieben nicht lange dort. Einer der fürstlichen Diener hatte den ihm wohlbekannten Waidmann entdeckt und öffnete ein Pfortchen, durch welches sie eintraten, um dann in einem Winkel nahe dem Küchengebäude Platz zu finden. Die Diener trugen in gastlicher Feststimmung Wein und Speisen für die kleine Gesellschaft herbei.

Diese Wendung der Dinge war den jungen Leuten nicht unangenehm, und auch Ephraim ließ es sich gefallen, den hochzeitlichen Wein zu kosten, weil ihn der Reiz der Umgebung fesselte und er mehr Geschmac an der Beobachtung fand als an der strengen Aufrechthaltung seiner gesellschaftlichen Stellung. Flörchen strahlte vor Vergnügen über das ungewohnte Schauspiel.

Und in der That bot es einen fesselnden Anblick, diese festliche Einrichtung und die vornehmen Gäste des fürstlichen Hauses, die eleganten Damen in hellen Gewändern, die Offiziere in ihren glänzenden Uniformen inmitten der reichen und schönen Umgebung prächtiger Architektur und Parkanlagen unter dem

Sternenhimmel sich bewegen zu sehen. Es war für Flörchen ein Blick hinter den Vorhang, der ihr eine reiche Welt voll Freuden und Annehmlichkeiten verbarg, eine Welt, die sie nicht kannte, nach der sie sich auch nicht sehnte, die aber wundervoll sein mußte, nach dem Schimmer zu urteilen, der heute zu ihren Augen drang. Ganz anders freilich war der Eindruck auf Ephraims anders geartetes Gemüt, welches noch nicht wieder den Gedankengang verloren hatte, den der Anblick der Sonnenblume in ihm erweckt.

Wenn die Gottheit wirklich nur Geometrie trieb, wie wunderbarlich mußte sie da die sich schneidenden Dreiecke und Vierecke durcheinander gehegt haben, um solche Wesen zu gestalten wie diese Zigeuner und diese eleganten Damen und Herren! Wenn er sie recht betrachtete, konnte er sich des Argwohns nicht entschlagen, daß die Gottheit ihnen viele Freiheit gelassen habe, sich von der ursprünglichen schönen Einfachheit des Menschentums zu entfernen. Er blickte hinauf zu den Sternen und versetzte sich im Geist mitten zwischen diese stille leuchtende Gesellschaft, auf die Erde hinabblickend, die nun in unermesslicher Geschwindigkeit unter ihm durch den Himmel rollte. Er mußte lächeln bei der Wahrnehmung, daß alle diese geputzten, eifrigen Menschen keine Empfindung davon hatten, mit wie rasender Schnelligkeit der Wagen, worin sie saßen, dahin gezogen werde, durch eine Welt voll Glanz und Größe und Gesetzmäßigkeit. Sie hatten keinen Begriff von der Gefahr, in der sie schwebten, und kümmerten sich nicht um das Ziel ihrer Reise, sie freuten und ärgerten sich über die winzigen Dinge dicht vor ihrer Nase, diese winzigen Insekten spielten auf Geigen und klingelten mit Schellen, hielten Adel und Orden und Reichtum für Gegenstände von Wert und Dauer, während sie selbst gleich den Mücken, die um das Licht tanzen, dahinsterven mußten, wenn die Geometrie treibende Gottheit den tausenden Ball, auf dem sie krabbelten, siebzig bis achtzigmal hatte um die Sonne laufen lassen.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Aramäische Pflanzennamen von Immanuel Löw. Leipzig, W. Engelmann, 1881.

Bei der großen Bedeutung, welche gegenwärtig die Erforschung des Sprachschatzes der verschiedenen Völker für die Erkenntnis ihrer ältesten Kulturverhältnisse gewonnen hat, muß jedes Werk mit Freuden begrüßt werden, welches brauchbares Material darbietet zur Aufhellung des Dunkels, das die ersten Anfänge der Kultur-entwicklung des Menschengeschlechtes umgiebt. Ein solches Werk ist die Sammlung und Erklärung der aramäischen Pflanzennamen von Immanuel Löw. Zwar haben schon vor Löw N. von Kremer (Semitische Kulturentlehnungen aus dem Pflanzen- und Tierreich, Stuttgart, 1875) u. a. die Namen der Pflanzen und Tiere in den semitischen Sprachen zur Gewinnung von Aufschlüssen über die wichtigsten Perioden